

Sexualverhalten in der deutschsprachigen Schweiz

Dania Schiftan

kontakt@sexstudie.ch

Kurzbericht zur Lizenziatsarbeit

Betreut von Dr. D. Regli

Eingereicht bei Prof. Dr. H. J. Znoj

Oktober 2006

Philosophisch-humanwissenschaftliche Fakultät der Universität Bern
Departement für Psychologie
Lehrstuhl für Klinische Psychologie

Universität Bern

Philosophisch-humanwissenschaftliche Fakultät

Inhaltverzeichnis

Zusammenfassung	3
Einleitung	4
1. Stichprobenbeschreibung.....	5
2. Sexuelles Wohlbefinden und sexuelle Probleme.....	8
3. Sexuelle Orientierung.....	9
4. Sexualverhalten.....	10
5. Liebes- und Partnerbeziehungen	11
6. Singles und Partnersuche im Internet	14
7. Risikoverhalten und Schutzmotivation.....	15
8. Strafbare Handlungen gegen die sexuelle Integrität	16
9. Methodische Anmerkung	16
Literaturverzeichnis	18

Zusammenfassung

Das Ziel der Studie bestand darin, mittels eines Online-Fragebogens das Sexualverhalten der deutschsprachigen Schweizer möglichst facettenreich zu erfassen und zu beschreiben. Für die Schweiz existierte bis anhin keine vergleichbare Studie. Die vorliegende Untersuchung orientierte sich deshalb an einem deutschen Forschungsprojekt von Gunther Schmidt (1996, 2000) zum Sexualverhalten von Studenten.

6393 Schweizer haben den Fragebogen vollständig ausgefüllt. Erfragt wurden sexuelles Wohlbefinden und sexuelle Probleme, die sexuelle Orientierung (homo- vs. heterosexuell), das Sexualverhalten bezüglich Liebes- und Partnerbeziehungen, Singles und Partnersuche im Internet, Risikoverhalten und Schutzmotivation sowie strafbare Handlungen gegen die sexuelle Integrität. Die überwiegende Mehrheit der Befragten war mit ihrer Partnerschaft, ihrem Sexualleben und mit der Beurteilung ihrer psychischen und physischen Gesundheit zufrieden. Während Frauen in ihrer sexuellen Orientierung flexibler zu sein schienen, polarisierten Männer deutlich auf Hetero- oder Homosexualität. Über 80% der Teilnehmer waren der Meinung, dass Homosexualität zulässig ist, bei 20% existierten Vorbehalte. Während Schwule vorwiegend ausserhalb fester Beziehungen ihre Sexualität auslebten, favorisierten Heterosexuelle und Lesben feste Beziehungen. Rund 70% der Befragten fühlten sich in ihren Beziehungen wohl, wobei sich Frauen häufiger Treue wünschten als Männer und Hetero-sexuelle häufiger als Homosexuelle. Annähernd alle Personen befriedigten sich selbst, Frauen in einer festen Beziehung am wenigsten. Da die meisten Singles mangels geeigneter Partner über keine festen Beziehungen verfügten, hatten sie auch weniger sexuelle Kontakte als Paare. Fast 17% der Befragten trafen beim ersten und fast 23% beim letzten Geschlechtsverkehr keinerlei Verhütungsmassnahmen, bewerteten ihr Sexualverhalten aber häufig als nicht risikoreich. Schliesslich ergab die Befragung, dass etwa 50% eine sexuelle Stimulation durch Drogen praktizierten. Etwa 25% der Frauen und über 6% der Männer wurden schon zu sexuellen Handlungen gezwungen.

Einleitung

Das Ziel der vorliegenden Untersuchung lag primär darin, einen möglichst vielschichtigen Überblick über das Sexualverhalten der Bevölkerung der deutschsprachigen Schweiz zu gewinnen. Die Autorin möchte persönlich anmerken, dass man sich in einem derart weitläufigen Gebiet subjektiven Gewichtungen einzelner Themen und Aspekte nicht entziehen kann, weshalb nicht auf der Vollständigkeit der einzelnen Forschungsergebnisse bestanden wird. Im Bewusstsein, dass es sich um ein sehr intimes und persönliches Thema handelt, soll betont werden, dass nach bestem Wissen und Gewissen versucht wurde, die neusten Forschungsergebnisse objektiv aufzuarbeiten und deren Auswertung so wenig wie möglich wertend zu kommentieren. Die im Folgenden verwendeten männlichen Begriffsformen dienen ausschliesslich der Schaffung einer sprachlichen Ökonomie.

1. Stichprobenbeschreibung

In die *Auswertung* wurden nur vollständig ausgefüllte Fragebögen (N = 6393) miteinbezogen, die je nach Sprungregeln zwischen 34-81% aller Fragen umfassten. Sie gingen innerhalb des Zeitraumes zwischen dem 6. Juni und dem 1. August 2006 ein. Wie aus Tabelle 1 ersichtlich ist, haben etwas mehr Männer als Frauen an der Umfrage teilgenommen.

Tabelle 1: Geschlechterverteilung der Stichprobe

Geschlecht	Häufigkeit	%
Mann	3459	54.1
Frau	2934	45.9
Total	6393	100.0

Die meisten Personen wohnten in den Kantonen Bern und Zürich, was Tabelle 2 entnommen werden kann.

Tabelle 2: Kantonsverteilung in der Stichprobe

In welchem Kanton sind Sie wohnhaft?		
Kanton	Häufigkeit	%
AG	760	11.9
AI	4	0.1
AR	34	0.5
BE	1798	28.1
BL	161	2.5
BS	133	2.1
FR	90	1.4
GE	8	0.1
GL	15	0.2
GR	50	0.8
JU	3	0
LU	442	6.9
NW	49	0.8
OW	32	0.5
SG	340	5.3
SH	90	1.4
SO	262	4.1
SZ	88	1.4
TG	267	4.2
TI	15	0.2
UR	22	0.3
VD	9	0.1
VS	25	0.4
ZG	160	2.5
ZH	1495	23.4
Ich lebe nicht in der Schweiz	41	0.6
Total	6393	100.0

Abbildung 1 zeigt die Altersverteilung. 77% der Stichprobe waren zwischen 20-49 jähig und der Altersdurchschnitt lag bei 31.5 Jahren.

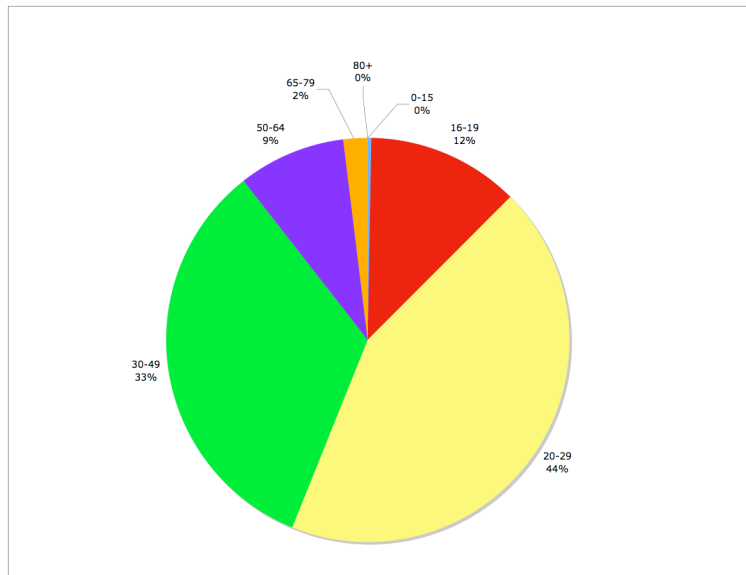


Abbildung 1: Prozentangaben (%) der Verteilung des Alters (in Jahren)

Abbildung 2 zeigt die Verteilung nach Konfessionen.

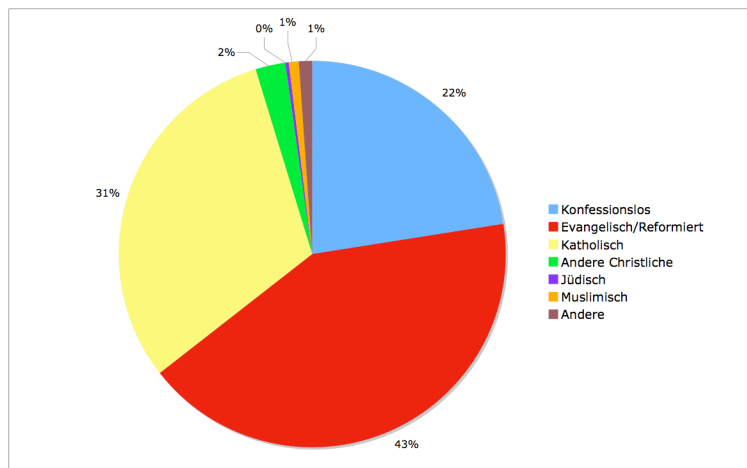


Abbildung 2 Prozentangaben (%) der Verteilung der Konfessionen

Die meisten Personen (71%) der Stichprobe hatten keine *Kinder*, 8% eins, 14% zwei, 5% drei und 2% vier Kinder.

Abbildung 3 stellt den höchsten Ausbildungsstatus der Stichprobe dar. Mehr als 50% gaben als höchsten Ausbildungsgrad eine Berufslehre oder eine Matura beziehungsweise eine Berufsmatura an.

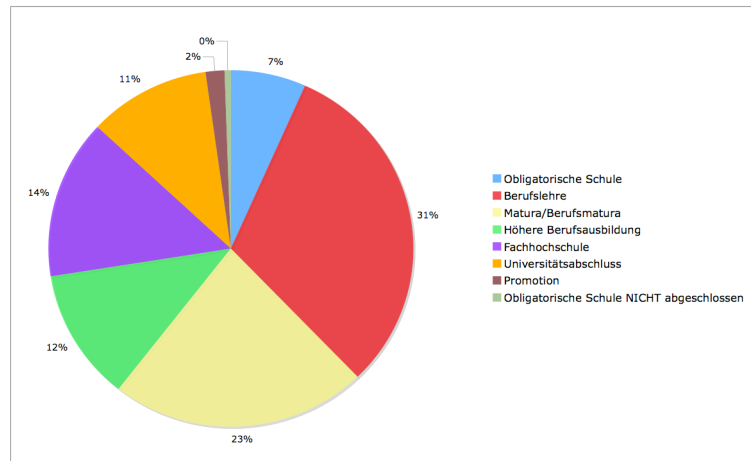


Abbildung 3: Prozentangaben (%) des höchsten Ausbildungsgrades

Be der Frage nach dem *Beschäftigungsgrad* konnten einzelne Personen mehrere Antworten wählen. Männer waren häufiger vollzeitlich erwerbstätig oder waren häufiger Rentner, im Militär oder im Zivildienst. Frauen waren signifikant häufiger teilzeitlich erwerbstätig oder in einer Ausbildung, absolvierten eine Lehre, ein Studium, ein Praktikum oder waren Hausfrauen.

Knapp die Hälfte der Befragten verfügten über ein *monatliches Einkommen* von 0-3'000 Franken, 23% 3'000-5'000 Fr., 27% 50'00-100'00 Fr. und 6% mehr als 10000.

Die Teilnehmer wurden danach gefragt, wo sie bis zum Alter von 18 Jahren vorwiegend *aufgewachsen* waren: 37% der Teilnehmer waren *in der Stadt aufgewachsen* und 63% *auf dem Land*, wobei anzumerken ist, dass die Personen sich selbst einteilen konnten, ohne auf effektive Einteilungen in Stadt beziehungsweise Land zu achten.

Eine weitere Frage war, ob die Eltern *getrennt/geschieden* waren. Die Eltern hatten sich bei 23% der Stichprobe *getrennt oder scheiden* lassen und bei 77% nicht.

Bei der *Wohnsituation* ergab sich, dass 24% mit einem Partner in einer Wohnung/Haus lebten, 20% alleine in einer Wohnung/Haus, 1% zur Untermiete, 11% in einer Wohngemeinschaft (WG), 25% bei den Eltern, 14% mit Kindern und Partner in einer Wohnung/Haus, 3% mit Kindern in einer Wohnung/Haus. 2% lebten in einer anderen Wohnsituation.

Abbildung 4 zeigt, dass über 50% der Stichprobe ledig war, wobei aber ein Grossteil in einer Beziehung lebte.

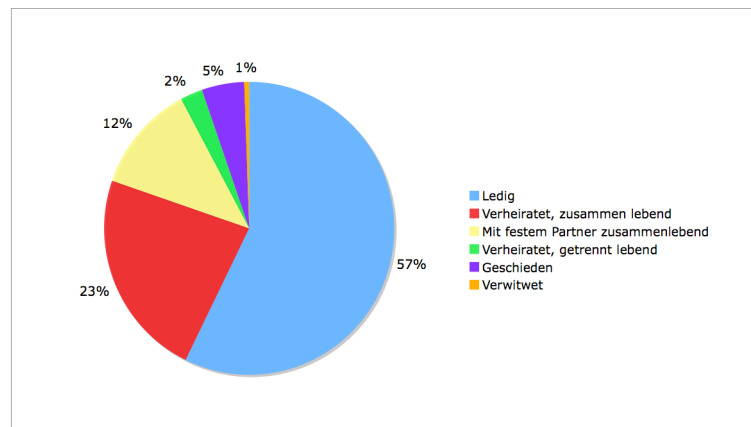


Abbildung 4: Prozentangaben (%) des Familienstandes

2. Sexuelles Wohlbefinden und sexuelle Probleme

Die Ergebnisse der Umfrage bestätigen die These von Maier (2002): Männer fühlten sich körperlich und psychisch signifikant gesünder, sowie signifikant weniger müde und mit ihrem Aussehen und Sexualleben zufriedener. Es stellt sich jedoch die Frage, ob Männer tatsächlich einen besseren Gesundheitszustand haben als Frauen. Möglicherweise gestehen sich Männer seltener ein, dass es ihnen psychisch und physisch nicht gut geht. Dies entspräche dem traditionellen Rollenverständnis, dass Männer keine Schwächen zeigen dürfen. Im Gegensatz dazu stuften sich Männer schüchterner ein als Frauen. Es ist denkbar, dass das eine neuere Entwicklung der letzten Jahre ist, wobei sich Männer in ihrem traditionellen Rollenverständnis verunsichert fühlen oder aber heutzutage Schwächen eher zeigen dürfen.

Interessant bei der Erfragung von sexuellen Problemen erscheint der Geschlechterunterschied. Frauen hatten als häufigstes Problem angegeben, dass sie keinen Orgasmus kriegen können, bei den Männern stand das an zweitletzter Stelle. Möglicherweise messen Frauen dem Orgasmus einen zu hohen Stellenwert bei und nehmen sein Ausbleiben als Problem wahr. Möglicherweise hat der Umstand des ausbleibenden Orgasmus einen direkten Zusammenhang damit, dass Frauen am zweithäufigsten über sexuelle Lustlosigkeit klagten, was bei den Männern erst an fünfter Stelle stand. Es ist denkbar, dass Frauen eine kognitive Verbindung herstellen, dass sie wohl nicht genug Lust empfanden, wenn der Orgasmus

ausblieb. Bezüglich des Vorkommens sexueller Probleme zeigten die Resultate der Studie ähnliche hohe Punktprävalenzen wie bei Laumann und Mitarbeitern (1999). Sowohl bei Laumann und Mitarbeitern (1999) wie auch in dieser Untersuchung ist nicht klar, ob es sich bei den angegebenen Problemen um klinisch relevante sexuelle Dysfunktionen handelt.

Ein Fünftel der Befragten gab an häufig sexuelle Probleme gehabt zu haben. 12% der Teilnehmer hatten unter diesen Problemen stark oder sehr stark zu leiden. Möglicherweise dieselben 12% hatten schon einmal daran gedacht Hilfe in Anspruch zu nehmen, jedoch suchten nur wenige Personen tatsächlich Hilfe oder waren in Behandlung. Allenfalls könnte man mit Aufklärungskampagnen die öffentliche Diskussion anregen und Personen mit Problemen eine Gesprächsplattform anbieten.

3. Sexuelle Orientierung

Entsprechend dem Begriff Monosexualität von Schmidt (2000) schätzten sich, auf einer fünf stufigen Skala (ausschliesslich heterosexuell, vorwiegend heterosexuelle, bisexuell, vorwiegend homosexuell, ausschliesslich homosexuell) ein, wobei 68% der Stichprobe sich als „ausschliesslich hetero-/homosexuell“ bezeichneten. Männer polarisierten stärker als Frauen, welche eher die Kategorie „vorwiegend hetero-/homosexuell“ wählten. Laut Schmidt und Mitarbeitern (2000) wird „vorwiegend hetero-/homosexuell“ ausgewählt um auszudrücken, dass es so etwas wie „ausschliesslich hetero-/homosexuell“ gar nicht gebe. Vor allem heterosexuelle Männer verspürten eine schwächere gleichgeschlechtliche sexuelle Anziehung und waren sich der Stabilität ihrer sexuellen Orientierung sicherer als heterosexuelle Frauen.

In der Stichprobe bezeichneten sich 8% der Männer und 2% der Frauen als vorwiegend oder ausschliesslich homosexuell. Diese Zahlen sind höher als die Angaben von Kockott und Fahrner (2000), die von einer Prävalenz von 4-5% bei Männern und von 1-2% bei Frauen ausgehen. Es ist auffallend, dass bei beiden Untersuchungen deutlich mehr Männer als Frauen angaben, homosexuell zu sein. Es könnte spekuliert werden, dass Schwule und Lesben eher an einschlägigen Umfragen zur Sexualität, wie beispielsweise an der vorliegenden Studie, teilnehmen, um zu der heterosexuellen Mehrheit ein Gegengewicht zu bilden.

Vier Fünftel der Teilnehmer waren der Meinung, dass eine homosexuelle Orientierung zulässig ist. Dies bedeutet jedoch, dass doch ein Fünftel gegenüber Homosexualität Vorbehalte hegte. Bei Schmidt und Mitarbeitern (2000) zeigte nur knapp ein Zehntel der Probanden Vorbehalte. Diese Tendenz könnte einerseits bedeuten, dass die Menschen in den vergangenen zehn Jahren entgegen der Erwartung nicht offener und toleranter, sondern verschlossener und intoleranter geworden sind. Andererseits könnte es sich um einen kulturellen Unterschied zwischen Deutschen und Schweizern handeln. Beide Möglichkeiten scheinen aber eher unwahrscheinlich. Trotz Erklärungsversuchen bleibt die Frage nach dem Unterschied der Ergebnisse beider Studien offen und es besteht weiterer Forschungsbedarf. Offensichtlich besteht weiterhin dringender Bedarf nach Vorurteilsabbau, wobei verschiedene Projekte und Programme (vgl. z.B. ABQ - Schulprojekt für gleichgeschlechtliche Liebe Bern und GLL – Gleichgeschlechtliche Liebe leben) auf der Grundlage der Kontakthypothese (Allport, 1954) zur Verfügung stehen. Die Kontakthypothese besagt, dass sich Vorurteile gegenüber Fremdgruppen durch eine direkte Begegnung mit Angehörigen der betreffenden Gruppe mindern lassen.

4. Sexualverhalten

Zwei Fünftel (42%) der Männer und die Hälfte der Frauen (54%) machten ihre ersten heterosexuellen Erfahrungen zwischen 14 und 16 Jahren. Dieses Ergebnis ist konsistent mit Schmidt, Klusmann und Zeitzschel (1992), welche angeben, dass zwischen 50% und 70% der Heterosexuellen ihre ersten Erfahrungen mit 17 Jahren oder früher machen. Entsprechend den Resultaten von Schupp (1999) machten ein Drittel der Männer und ein Viertel der Frauen ihre ersten homosexuellen Erfahrungen ebenfalls zwischen 14 und 16 Jahren. Mehr als zwei Drittel der homosexuellen Männer und vier Fünftel der homosexuellen Frauen hatten auch schon heterosexuelle Kontakte. Im Gegensatz dazu hatte nur etwas mehr als ein Sechstel der heterosexuellen Männer und knapp ein Fünftel der heterosexuellen Frauen schon homosexuellen Kontakt.

Zusammenfassend kann festgestellt werden, dass Frauen gegenüber gleichgeschlechtlichen sexuellen Erlebnissen aufgeschlossener, flexibler und experimentierfreudiger scheinen, da sie auch entsprechend mehr solche Kontakte angaben, was bedeuten könnte, dass das Konstrukt der Monosexualität (Schmidt et al., 2000) stärker auf Männer zutrifft.

Was die Frequenz der sexuellen Kontakte betrifft, zeigen die Ergebnisse, dass heterosexuelle Männer wie Frauen und Schwule eine gleich hohe Frequenz der Sexualkontakte aufwiesen (25% der heterosexuellen Männer, 26% der heterosexuellen Frauen und 30% der homosexuellen Männer hatten 2-3-mal pro Woche sexuellen Kontakt). Lesben hingegen hatten im Durchschnitt eine tiefere Frequenz. Homosexuelle Frauen hatten zu gleiche Teilen (18%) 2-3-mal, 1-mal und alle 2 Wochen sexuellen Kontakt.

Heterosexuelle Männer und Frauen, sowie Lesben lebten ihre Sexualität überwiegend im Rahmen einer festen Beziehung aus, Schwule hingegen mehrheitlich ausserhalb. Es können verschiedene Mutmassungen über das Zustandekommen dieser Unterschiede angestellt werden. Homosexuelle Männer trennen möglicherweise Sexualität und gefühlsmässige Bindung stärker voneinander als die anderen Gruppen. Heterosexuelle und Lesben koppeln Sexualität offensichtlich hauptsächlich an Partnerschaften. Schwule verfolgen offensichtlich andere Ideale und leben Sexualität auch unabhängig von ihrer aktuellen Partnerschaft aus. Schaut man sich in Medien oder im Internet um, scheint es für Schwule auch mehr Gelegenheiten (z.B. organisierte Anlässe) zu geben mit dem konkreten Ziel, sexuelle Kontakte zu haben. Auch scheinen Schwule Treue anders zu definieren und zu leben als die anderen untersuchten Gruppen.

5. Liebes- und Partnerbeziehungen

Knapp drei Viertel der Stichprobe lebten in einer festen Beziehung. Anhand der Stichprobe wird ihr Anteil mit zunehmendem Alter grösser. Die Hälfte (49%) der 16- bis 19-jährigen hatte eine feste Beziehung, bei den 30- bis 49-jährigen waren es schon vier Fünftel (79%) und bei den 65- bis 79-jährigen waren es annähernd 90%. Diese Befunde stehen im Einklang mit den Ergebnissen von Schmidt und Dekker (2000), deren studentische und somit jüngere Befragte nur zu zwei Dritteln in einer festen Beziehung lebten. Schmidt und Dekker sprechen ebenfalls davon, dass heute Beziehungen kürzer und serieller werden. Dieser Umstand kann mit der Theorie der „pure relationship“ von Giddens (2004) erklärt werden, wonach heute längerfristige Beziehungen durch Beziehungen auf Zeit abgelöst werden. Diese Tendenzen können durch die Untersuchung bestätigt werden. Bei den 16- bis 64-jährigen hatte jeweils ein Drittel bis die Hälfte bisher drei bis fünf Beziehungen, wohingegen die 65- bis 79-jährigen bis anhin überwiegend (80%) nur eine oder zwei Beziehungen hatten.

Drei Fünftel der heterosexuellen Männer und Frauen und mehr als zwei Drittel der homosexuellen Männer und Frauen gaben an, dass eine tiefe Bindung zum Partner ihr höchstes Ideal in einer Beziehung sei. Über zwei Drittel der Männer und knapp drei Viertel der Frauen fühlten sich sehr wohl in ihrer Beziehung und gaben an, ihren Partner zu lieben. Die Hälfte der Befragten war der Meinung, dass ihre Beziehungspartner gleich stark an die Beziehung gebunden sind wie sie. Aus diesen Tatsachen kann gefolgert werden, dass die Bedürfnisse nach einer affektvollen und verbindlichen Beziehung bei den meisten vorhanden sind (vgl. Schmidt et al., 2000). Es fällt auf, dass die Mehrheit deklarierte, sich in der aktuellen Beziehung sehr wohl zu fühlen, jedoch nur die Hälfte aller Befragten angaben, gleich stark in die Beziehung involviert zu sein wie der Partner. Es wäre möglich, dass es für das eigene Selbstwertgefühl zuträglich ist zu denken, dass der Partner stärker gebunden ist, um sich selbst autonomer zu fühlen. Das wäre konsistent mit dem Resultat, dass Männer deutlich häufiger angeben, dass der Partner stärker gebunden ist, was dem traditionellen Rollenverständnis des Mannes entsprechen könnte.

Dem gängigen Cliché entsprechend hätten Männer gerne mehr sexuelle Kontakte. Frauen waren grundsätzlich mit der Frequenz der sexuellen Kontakte zufrieden. Dies wird noch unterstützt durch die Tatsache, dass Frauen die partnerschaftliche Sexualität positiver wahrnahmen als Männer. Nur insgesamt ein Zehntel der Stichprobe nahm die Sexualität mit dem Partner als konfliktbehaftet oder unbefriedigend wahr. Diese Häufigkeiten lassen sich auch bei Klusmann (2000) wieder finden. Die Dauer der Partnerschaft wurde bei der aktuellen Untersuchung noch nicht berücksichtigt. Dies wäre aber zusätzlich notwendig, um differenziertere Aussagen machen zu können.

Frauen verlangten häufiger sexuelle Treue als Männer. Letztere gaben auch häufiger an, Aussenbeziehungen (Seitensprung, Affäre, gleichzeitige feste Beziehung, bezahlter Sex, etwas anderes) gehabt zu haben. Bei den Männern waren es knapp zwei Fünftel und bei den Frauen ein Fünftel, die eine oder mehrere Aussenbeziehungen gelebt hatten. Ähnliche Ergebnisse finden sich auch in früheren Untersuchungen von Laumann und Mitarbeitern (1994) und Johnson und Mitarbeitern (1994). Heterosexuelle verlangten häufiger Treue als Homosexuelle, wobei sich bei den Homosexuellen derselbe Geschlechterunterschied fand wie bei Heterosexuellen. Schmidt und Mitarbeiter (2000) determinieren, dass Heterosexuelle und Lesben mehr Treue fordern als Schwule. Kongruent mit den Ergebnissen von Schäfer und Schmidt (2000) hatten homosexuelle Männer viel häufiger Aussenbeziehungen als die

anderen drei Gruppen. Bei einem Fünftel der Heterosexuellen sowie bei einem Drittel der homosexuellen Männer und bei einem Zehntel der homosexuellen Frauen bestand eine aktuelle Aussenbeziehung. Zwei Fünftel der heterosexuellen und gar zwei Drittel der homosexuellen Männer beurteilten ihre Aussenbeziehung als richtig. Bei den Frauen war es im Durchschnitt etwas mehr als ein Drittel. Bei nur knapp einem Drittel der Männer und bei etwas mehr als zwei Fünftel der Frauen wusste der Partner von der Aussenbeziehung. Dies kommt möglicherweise daher, dass Aussenbeziehungen als bedrohlich für die Beziehung sein könnte, wobei moralische Überlegungen eine Rolle spielen könnten, was aber nicht erhoben wurde. Eine Aussenbeziehung kann als Vertrauensbruch, als Störung der Intimität der Partnerschaft und/oder als Verletzung des Partners wahrgenommen werden. Es könnte aber auch sein, dass eine Aussenbeziehung nicht deklariert wird, um das eigene Beziehungsgefüge nicht unnötig zu komplizieren (vgl. Schmidt et al., 2000). Alle hier gefundenen Tendenzen zur Thematik Treue entsprechen der Studie von Schäfer und Schmidt (2000).

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass zwischen Einstellung und Verhalten bei beiden Geschlechtern Kongruenz besteht: Wer Treue fordert, ist auch bereit, treu zu sein und hat im Fall von Untreue eher negative Gefühle bezüglich des Seitensprungs. Eine Mutmassung ist, dass diese Personen auch eher von der Aussenbeziehung berichten, um so ihr Gewissen zu erleichtern.

Selbstbefriedigung praktizierten annähernd alle Teilnehmer, was Schmidts (2000) Aussagen entspricht. Dieser betont, dass Selbstbefriedigung mehr und mehr zu einer eigenständigen Sexualpraktik geworden ist und keine Ersatzhandlung mehr darstellt. Männer befriedigten sich signifikant häufiger selbst als Frauen, wobei Frauen in Partnerschaften am wenigsten Selbstbefriedigung machten. Nur bei etwas mehr als der Hälfte der Befragten in einer Beziehung wusste der Partner über das Masturbationsverhalten des anderen Bescheid, wobei sich Frauen signifikant verschwiegener verhielten. Auch diese Ergebnisse sind kongruent mit denen von Schmidt und Mitarbeitern (2000) wie auch mit amerikanischen Untersuchungen von Laumann und Mitarbeitern (1994). Warum dem so ist, kann nur vermutet werden und müsste genauer untersucht werden.

6. Singles und Partnersuche im Internet

Die meisten Singles sind nicht aus Überzeugung ohne Partner, sondern weil sie keinen Geeigneten gefunden haben. Mehr als die Hälfte gaben an, dass sie etwas vermissten und dementsprechend wünschten sich auch knapp zwei Drittel von ihnen eine feste Beziehung. Wie auch Bachmann (1992) behauptet, sind die meisten Singles einer Partnerschaft gegenüber nicht abgeneigt. Sie sind laut Steinlin, Glaue und Tschirren (1999) auch sexuellen Kontakten gegenüber nicht abgeneigt, haben aber weniger sexuelle Kontakte als Personen in einer Beziehung. Die Ergebnisse der Untersuchung bestätigen dies, indem zwei Drittel der Single-Männer und drei Viertel der Single-Frauen angaben, zu wenige Sexualkontakte zu haben.

Obwohl es Frauen signifikant leichter fiel, einen Partner kennen zu lernen als Männern, wählten Single-Frauen für ihre letzten Sexualkontakte am ehesten jemanden, den sie schon länger kannten. An zweiter Stelle standen Kontakte mit einem ehemaligen Partner. Möglicherweise sind für Frauen Vertrautheit und emotionale Nähe wichtige Aspekte bei der Sexualität und sie hatten aus diesem Grund eine ihnen bekannte Person als Sexualpartner gewählt. Männer wählten neben einer Bekannten öfters auch jemand Unbekanntes. Wie weit Männer hier ein anderes Rollenverständnis leben, bleibt offen. Singles suchen weniger One-Night-Stands, sondern eher länger andauernde, rein sexuelle Beziehungen. Dies unterstützt die Mutmassungen von Schmidt et al. (2000), dass Singles meist bekannte Sexualpartner wählen.

Single-Männer wählten für einen Sexualkontakt häufiger eine unbekannte Person, obwohl sie angaben, schüchterner zu sein und nicht so leicht einen neuen Partner zu finden. Vielleicht stellen unbekannte Personen weniger „Gefahr“ für sie dar, wenn es „nur“ um sexuelle Kontakte geht. Eventuell steht dies auch im Zusammenhang mit dem Ergebnis, dass signifikant mehr Männer jemanden im Internet mit dem Ziel eines sexuellen Kontaktes fanden. Insgesamt hat die Hälfte der Stichprobe schon einmal jemanden im Internet kennen gelernt, wobei jüngere Personen häufiger übers Internet Kontakt aufnehmen als ältere. Schwule nutzten das Internet zur sexuellen Kontaktaufnahme häufiger als andere Gruppen.

7. Risikoverhalten und Schutzmotivation

Fast die Hälfte der Stichprobe benutzte bei ihrem ersten Geschlechtsverkehr Kondome als Verhütungsmittel, ein Fünftel verhütete bei diesem jedoch nicht. Mit Blick auf das Risikoverhalten stellt sich die Frage, warum nicht verhütet wurde. Beim letzten Geschlechtsverkehr verwendete knapp ein Viertel die Pille oder Kondome. Ein weiteres Viertel der Probanden verhütete beim letzten Geschlechtsverkehr nicht die und die andere Hälfte verwendeten andere Verhütungsmittel, wie die Hormonspirale. Auch hier stellt sich die Frage nach einem bewusst eingegangenen Risiko. Für ein klareres Bild müssten weitere Daten ausgewertet und mit diesen Ergebnissen in Zusammenhang gebracht werden. Grundsätzlich verhüten Frauen wie Männer mit zunehmendem Alter fast linear weniger. Dies muss nicht heissen, dass Personen im Alter risikofreudiger werden. Wahrscheinlich ist, dass diese Personen häufiger eine feste Partnerschaft haben und sexuell übertragbare Krankheiten deshalb eine geringere Rolle spielen. Weiter können Kinderwunsch, Unfruchtbarkeit in Folge Menopause oder Sterilisation ebenfalls als Gründe angenommen werden.

Knapp die Hälfte der Stichprobe hatte sich mindestens schon einmal Sorgen über eine Infektion mit HIV gemacht, was vergleichbar ist mit den Ergebnissen von Klusmann und Loens-Messtorff (2000). Über vier Fünftel der Teilnehmer waren der Meinung, dass man zum Schutz vor einer HIV-Infektion immer ein Kondom benutzen sollte, wenn man zum ersten Mal mit einem neuen Partner Koitus hat. Bei Klusmann und Loens-Messtorff (2000) waren es zwei Drittel. Der Unterschied könnte kulturell bedingt sein oder es könnte sich um einen Gruppeneffekt handeln, was bedeuten würde, dass Studenten konsequenter in der Kondombenützung sind. Vielleicht ist „man“ im Umgang mit diesem Thema unvorsichtiger geworden seit der Untersuchung von Schmidt et al. (2000).

Knapp die Hälfte der Befragten hat schon einen HIV-Test machen lassen. Die Anzahl HIV-Tests lag in der Stichprobe höher als bei Klusmann und Loens-Messtorff (2000) und könnte mit dem inkonsequenteren Kondomgebrauch der Stichprobe zusammenhängen, was bedeuten würde, dass sich die Personen nachträglich absichern wollten. Etwa ein Viertel der Stichprobe kannte jemanden persönlich, der HIV-positiv war, Aids hatte oder an Aids gestorben war. Drei Viertel der Teilnehmer waren der Meinung, dass ihr Sexualleben im Hinblick auf eine Infektion mit HIV nicht risikoreich sei. Hier wären weitere Auswertungen nötig, um ein genaueres Bild zu erhalten, wie es zu dieser Einschätzung kommt.

Weitere Risikofaktoren sind Alkohol und andere Drogen. Alkohol war die am meisten (80%) konsumierte Substanz in allen Altersgruppen. Der Marihuana/Haschisch Konsum verzeichnet einen Höchstpunkt (72%) in der Altersgruppe der 20- bis 29-jährigen. Männer konsumierten signifikant häufiger LSD, Alkohol, Pilze und andere Drogen als Frauen. Die Hälfte der Befragten stimulierten ihre Sexualität nie mit Drogen, ein Viertel selten, ein weiteres Viertel manchmal und 4% der Männer und 6% der Frauen häufig. Auch hier zeigt sich, dass dies im Alter zwischen 20 und 29 Jahren häufiger vorkommt als in anderen Altersgruppen. Eventuell wird als Motivation ein intensiveres sexuelles Erlebnis erhofft. Möglich wäre, dass ein Zusammenhang mit sexuellen Problemen oder mit einer unbefriedigenden Sexualität besteht. Weitere Fragen sind, ob der Konsum von Drogen einen Einfluss auf das Verhütungsverhalten hat (vgl. Bengel, 1993, 1996).

8. Strafbare Handlungen gegen die sexuelle Integrität

Knapp ein Viertel der Frauen und 7% der Männer wurden mindestens schon einmal zu einer sexuellen Handlung gezwungen. Diese Zahlen entsprechen exakt den Ergebnissen von Schmidt und Mitarbeitern (2000). Daraus liesse sich folgern, dass es sich um allgemeine und stabile Angaben handelt. Bei zwei Drittel der betroffenen Männer und Frauen wurde ein bestehendes Machtverhältnis ausgenutzt. Fast so viel wurden seelisch unter Druck gesetzt und jeweils ein Viertel bis ein Drittel wurde mit körperlicher Gewalt bedroht (25%), hatten körperliche Gewalt erfahren (31%), wurden vergewaltigt (29%) oder hatten eine andere Art von sexuellem Zwang erfahren müssen (21%). Diese Zahlen sind hoch, und es ist unklar, ob die Internet-Untersuchung mit der damit verbundenen Anonymität, das Antwortverhalten eher positiv beeinflusst hatte. Es ist aber von einer noch höheren Dunkelziffer auszugehen. Auf jeden Fall zeigt sich hier die Notwendigkeit, diese Missbrauchsrate durch gezielte Prävention und Aufklärung zu senken.

9. Methodische Anmerkung

Da es sich um eine Zufallsprobe mit Selbstselektion handelt, ist es fraglich, ob die Ergebnisse auf die Gesamtbevölkerung generalisierbar sind. Durch den direkten Vergleich mit den Ergebnissen von Schmidt und Mitarbeitern (1996, 2000) kann man aber von einer gewissen

Repräsentativität ausgehen. Die aktuelle Untersuchung wurde mittels eines Online-Fragebogens erhoben, diejenigen von Schmidt (1996, 2000), mit einem herkömmlichen (Papier-) Fragebogen. Weil die vorliegende Umfrage zum Thema Sexualität viele Tabus ansprach, musste unabhängig von der Erhebungsart davon ausgegangen werden, dass einige Personen nicht immer der Wahrheit entsprechend geantwortet hatten, sondern sozial erwünscht. Da das Ausfüllen der Umfrage mindestens 20 Minuten dauerte, kann grösstenteils davon ausgegangen werden, dass Probanden „herausgefallen“ sind, welche nur zum Spass unwahre Antworten gegeben hatten.

Einzelne Themengebiete der erhobenen Daten werden zum einen in der Doktorarbeit der Autorin und zum anderen von Bachelor- und Masterstudenten vertieft ausgearbeitet und analysiert.

An dieser Stelle möchten sich die Autorin lic. phil. Dania Schiftan sowie ihre Betreuer Dr. Daniel Regli und Prof. Dr. Hansjörg Znoj ganz herzlich für das rege Interesse, die Aufrichtigkeit und die zahlreiche Teilnahme an der Studie bedanken.

Literaturverzeichnis

- Allport, G. W. (1954). *The Nature of Prejudice* (Kapitel 1-4). Cambridge, MA: Perseus Books Publishers.
- Bachmann, R. (1992). *Singles. Zum Selbstverständnis und zum Selbsterleben von 30- bis 40jährigen partnerlos alleinlebenden Männern und Frauen*. Frankfurt/a. M.: Peter Lang.
- Bengel, J. (1993). *Gesundheit, Risikowahrnehmung und Vorsorgeverhalten*. Göttingen: Hogrefe.
- Bengel, J. (Hrsg.). (1996). *Risikoverhalten und Schutz vor Aids. Wahrnehmung und Abwehr des HIV-Risikos. Situationen, Partnerinteraktionen, Schutzverhalten*. Berlin: Ed. Sigma.
- Giddens, A. (2004). *The transformation of intimacy: sexuality, love and eroticism in modern societies* (5. Aufl.). Cambridge: Polity Press.
- Johnson, A. M., Wadsworth, J., Wellings, K., Field, J. & Bradshaw, S. (1994). *Sexual attitudes and lifestyles*. Oxford: Blackwell Scientific Publications.
- Klusmann, D. & Loens-Messtorff C. (2000). Die Wahrnehmung der Bedrohung durch AIDS. In G. Schmidt (Hrsg.). *Kinder der sexuellen Revolution. Kontinuität und Wandel studentischer Sexualität 1966-1996. Eine empirische Untersuchung* (Beiträge zur Sexualforschung, Bd. 77). Giessen: Psychosozial.
- Klusmann, D. (2000). Sexuelle Wünsche und die Dauer der Beziehungen. In G. Schmidt (Hrsg.). *Kinder der sexuellen Revolution. Kontinuität und Wandel studentischer Sexualität 1966-1996. Eine empirische Untersuchung* (Beiträge zur Sexualforschung, Bd. 77). Giessen: Psychosozial.
- Kockott, G. & Fahrner, E. M. (2000). *Sexualstörungen des Mannes*. Bern: Hogrefe.
- Laumann, E. O., Paik, A. & Rosen, R. C. (1999). Sexual dysfunction in the United States. Prevalence and predictors. *Journal of the American Medical Association*, 281, 537-544.
- Maier, H. (2002). Männergesundheit. In R. Schwarzer, M. Jerusalem & H. Weber (Hrsg.). *Gesundheitspsychologie von A bis Z*. 353-356. Bern: Hogrefe.
- Schäfer, S. & Schmidt, G. (2000). Gleich- und gegengeschlechtliche Beziehungen. In G. Schmidt (Hrsg.). *Kinder der sexuellen Revolution. Kontinuität und Wandel studentischer Sexualität 1966-1996. Eine empirische Untersuchung* (Beiträge zur Sexualforschung, Bd. 77). Giessen: Psychosozial.
- Schmidt, G. & Dekker, A. (2000). Seriell monogam, seriell allein. Beziehungsbiografien im dritten Lebensjahrzehnt. *Kinder der sexuellen Revolution. Kontinuität und Wandel studentischer Sexualität 1966-1996. Eine empirische Untersuchung* (Beiträge zur Sexualforschung, Bd. 77). Giessen: Psychosozial.
- Schmidt, G. (1996). Hamburger Studie: Studentisches Sexualverhalten im sozialen Wandel, 1966-1996. Universität Hamburg: Abteilung für Sexualforschung.
- Schmidt, G. (2000). Kinder der sexuellen Revolution. Kontinuität und Wandel studentischer Sexualität 1966-1996. Eine empirische Untersuchung (Beiträge zur Sexualforschung, Bd. 77). Giessen: Psychosozial.
- Schmidt, G., Klusmann, D. & Zeitschel, U. (1992). Veränderungen der Jugendsexualität zwischen 1970 und 1990. *Zeitschrift für Sexualforschung*, 5, 191-218.
- Schupp, K. (1999). „Sie liebt sie“ – „Er liebt ihn“: Eine Befragung von lesbischen, schwulen und bisexuellen Jugendlichen. In T. Hofsäss (Hrsg.). *Jugendhilfe und gleichgeschlechtliche Orientierung*. Berlin: VWB.
- Steinlin, G., Glauser, A. & Tschirren, K. (1999). *Singles über Lust und Frust*. Seminararbeit. Institut für Soziologie der Universität Bern.